

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

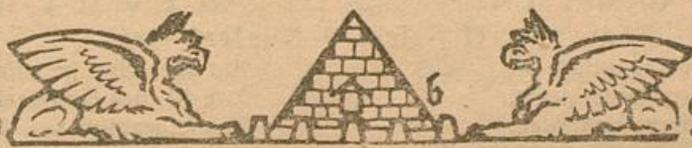
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

26.3.1922 (No. 13)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 13



26. März 1922

Eugen Kilian / Der Dorfschulmeister Sauter  
und die Biedermaierpoesie.

Der hundertste Geburtstag Adolf Kufmauls, des Arztes und Gelehrten, dessen Andenken in der Presse kürzlich vielfach gefeiert wurde, gab Veranlassung, dabei auch der literarischen Wirksamkeit des einst so gefeierten Hochschullehrers zu gedenken. Da ungefähr in dieselbe Zeit der dreißigste Todestag des badischen Dichters Ludwig Eichrodt fiel, lag es nahe, sich der gemeinsamen publizistischen Tätigkeit zu erinnern, zu der sich diese beiden Männer in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts vereinigt hatten, der Veröffentlichung des „Buches Biedermaier“, einer Sammlung von Gedichten, der es beschieden war, den Begriff „Biedermaier“ erstmals in die Literatur einzuführen.

Dies „Buch Biedermaier“ hat eine eigentümliche Entstehungsgeschichte. Im Jahr 1853 kam der mit Eichrodt eng befreundete Dr. Kufmaul, damals badischer Landarzt in Kandern, in den Besitz eines Exemplares der Gesammelten Gedichte von Samuel Friedrich Sauter, ehemaligen Dorfschulmeisters in Zaisenhäusern. Ihre Kenntnis bereitete ihm ein unbeschreibliches Vergnügen. „In den Gedichten entdeckte ich einen bisher ungehobenen Schatz einer eigenartigen Poesie von ungewöhnlich komischer Kraft. Die Gedichte waren meist ganz ernst gemeint und nicht auf Anregung der Lachmuskeln berechnet, aber gerade weil sie diese unbeabsichtigte Wirkung hatten, wirkten sie doppelt lustig, und darin lag der Humor.“ So Kufmaul in seinen Erinnerungen. Der wertvolle Fund wurde dem Freund Eichrodt in Durlach übermittelt, es wurden zahlreiche Briefe gewechselt, und als Frucht der gemeinsamen Beschäftigung mit dem Gegenstand trat kurz darauf das „Buch Biedermaier“ ins Leben. Es war eine mit Vorwort versehene Sammlung von Gedichten, die einige wenige unveränderte Stücke des Sauterschen Buches enthielt, nebst einer großen Anzahl anderer Gedichte, die daraus bloß Bruchstücke benützten, diese umgestalteten und durch eigene Zutaten der Herausgeber erweiterten, oder aber, völlig neu erfunden, die Art und Weise Sauterscher Dichtung nachzuahmen suchten. Der Begriff der „Biedermaierpoesie“ war in die Literatur eingeführt. In Kufmauls Vorrede wurde in humoristischer Weise der Begriff der Biedermaierpoesie flargelegt und dabei des Namens von Sauter, des „herrlichen alten Schulmeisters“, als des Verfassers des „Dorfschulmeisterlein“ und des „Kartoffeliedes“ in einer Fußnote Erwähnung getan, dieser selbst als Prototyp für Biedermaier gekennzeichnet. Im übrigen verzichteten die Bearbeiter darauf, den Anteil Sauters an den Gedichten im einzelnen jeweils kenntlich zu machen. Dies war allerdings insofern sehr erschwert, als das „Buch Biedermaier“ — und dies war der anscheinbarste Punkt dieser Veröffentlichung — nur einige wenige der Sauterschen Gedichte in der Fassung des Originalen wiedergab, vielmehr die meisten durch Kürzungen, willkürliche Abänderungen, Erweiterungen und eigene Zutaten der Nachwelt in einer völlig unechten Gestalt überlieferte. Dazu kam, daß die Änderungen der Herausgeber durchweg unglücklich waren, indem sie ohne Fühlung mit Sauters Eigen-

art dessen ernste und schlichte Naivität durch Zufügung gewisser, das Gebiet der bewußten Komik freisender Züge gefährdeten und verdarben. Noch weniger waren die neu verfaßten Gedichte des „Buches Biedermaier“, die im Tone häufig mehr an Wilhelm Busch erinnern, im Geiste des Dorfschulmeisters Sauter gedichtet.

Man tritt den Verdiensten Kufmauls und Eichrodts auf anderem Gebiete nicht zu nahe, wenn man gegen diese Entstellung und Verhinderung einer schlichten, völlig ernst gemeinten und nativ empfundenen Volksdichtung energischen Einspruch erhebt. Ein solcher Einspruch — er findet sich schon in meiner Neuauflage von Sauters Ausgewählten Gedichten (Heidelberg, Winter 1901) — ist umso mehr am Platze, als noch 1911 eine neue illustrierte Ausgabe des „Buches Biedermaier“ veranstaltet wurde, die weit verbreitet, von neuem dazu beitrug, das biedere Bild des Dorfschulmeisters Sauter in völlig entstellter Form der Nachwelt einzuprägen.

Samuel Friedrich Sauter (1766—1846), Schullehrer in Flehingen und Zaisenhäusern im badischen Kraichgau, war im Gegensatz zu der in parodistische Komik verzerrten Aufmachung, die er durch Kufmauls und Eichrodts Ueberarbeitung erfahren hat, ein durchaus naiver Volksdichter. Es ist freilich ein beschränkter Kreis, in dem sich sein Dichten und Denken bewegt. Innerhalb dieses engen Kreises aber gibt es nichts, was ihn nicht zur Betätigung seiner dichterischen Fähigkeiten anspornt. Ob es gilt, in ehrlicher Ergebenheit das Lob des hochverehrten Landesherrn zu singen, oder dem Scheiden des Pfarrverweisers Fesenbeck ein letztes Lebewohl zu bringen, ob die Vollendung eines neuen Bauwerks die Verherrlichung der hierzu verdienten Männer in behaglichem Festspruch von dem Sänger des Dorfes erfordert, ob er seinen Empfindungen über die Leiden und Freuden seines Schulmeisterberufs beredten Ausdruck gibt, oder ob er sich über den Nutzen der Zwetschgen und Kartoffeln in durchaus erschöpfenden poetischen Darlegungen ergeht, ob er allerhand lustige Schnurren und Anekdoten in artige Reimlein kleidet: immer und überall bedient sich der treffliche Berater seiner Gemeinde der edlen Reimkunst und gibt dem, was seine Seele bewegt, was er brieflich und mündlich zu sagen hat, poetischen Ausdruck. Eine Begrenzung dessen, was in dichterische Form gekleidet werden kann, scheint für Sauter nicht zu existieren. Er ist imstande, das Nüchternste und Alltäglicste in Verse zu bringen. Durch den Gegensatz des stets von heiligstem Ernste durchdrungenen dichterischen Vortrags zu der Nüchternheit, ja häufig Trivialität des Inhalts werden zum Teil die unbeabsichtigten komischen Wirkungen hervorgehoben, die für oberflächliche Betrachtung das Wesentliche von Sauters Gedichten gebildet haben.

Sein Dichten ist allerdings in vielen Fällen nur ein bloßes Reimen und zwar ein mühsames und qualvolles Reimen. Trotzdem wäre es ebenso verkehrt wie ungerecht, dem trefflichen Dorfschulmeister die dichterische Ader überhaupt absprechen zu wollen. Der eine liebliche „Wachtelschlag“:

Horch, wie schallts dorten so lieblich hervor:  
Fürchte Gott! Fürchte Gott!  
Ruft mir die Wachtel ins Ohr.  
Siegend im Grünen, von Halmen umhüllt,  
Wahnt sie den Horcher am Saatengefeld:  
Liebe Gott! Liebe Gott!

Er ist so gütig, so mild  
würde genügen, Sauters dichterischen Ruf auch vor dem zersetzenden Urteil heutiger Kunstkritik zu retten. Hat das Gedicht doch neben andern keine Geringeren als Beethoven und Schubert zur Vertonung gereizt! Aber auch Lieder wie „Mein Gartenhüttchen“ (Mein Gartenhüttchen ist mir lieb, Da sitz ich manche Stunde), „Die schöne Pappel“ (Du, die immer mich erquickte, Wenn ich aus dem Fenster sah), „Nachtlied“ (Schlafes sanft, mein Weibchen, Süßes, frommes Läubchen), ferner die Lieder des Krämermichels, der typischen Figur des schwäbischen Hausierers, diese und manche andere sind Idyllen und ländliche Stimmungsbilder von unbestreitbarem dichterischem Reiz. Sie sind künstlerisch wertvoller als die Gedichte, durch die Sauters Name in eine weitere Öffentlichkeit gedrungen ist, wie etwa das Lied vom „Armen Dorfschulmeisterlein“ (Willst wissen du, mein lieber Christ, Wer das geplagteste

Männchen ist) oder das „Kartoffellied“ (Herbei, herbei zu meinem Sang! Hans, Jörgel, Michel, Stoffel, Und singt mit mir das Ehrenlied, Dem Stifter der Kartoffel).

Es wäre natürlich verkehrt, Sauters Dichten mit der scharfen kritischen Sonde der Kunstdichtung messen zu wollen. Was der wackre Dorfschulmeister von der Warte seines Gartenhüttchens aus über die kleine Welt, die sein Blick von hier umspannte, gereimt und gedichtet, verträgt kein Zerstückeln und Zersehen nach der Ästhetik. Aus der Landschaft heraus und dem ländlichen Boden seines Heimatdorfes muß die Person und das Wirken des Schulmeisters Sauter gewürdigt werden. Mit allen Vorzügen und Schwächen seines naiven Dichtens, mit der ganzen Unmittelbarkeit, Wärme und schönen Menschlichkeit seines Empfindens, mit allem Urwüchsigen, Herzlichen und Lieblichen, mit allem Drolligen und unbewußt Komischen, was seinen Reimereien anhaftet: mit alledem ist der Schulmeister von Fehlingen eine ganze Persönlichkeit, durch und durch gesund und von kraftvoller Eigenart, ein Volks- und Bauernsänger im guten Sinne des Wortes, der es wohl verdient, daß sein Name und Andenken vor der unangebrachten Verunglimpfung einer so ganz und gar anders gearteten Nachwelt bewahrt bleibt.

## Stto Michaeli / Die Glockenblume.

Auf Samuel Friedrich Sauters Grab.

Sein Tagewerk war ausgetan. —  
Als wir nach seinem Grabe sahn,  
Ihm zu bringen Dank und Lohn,  
War er lang vermodert schon.  
Der Rasen wies nicht Liebespur,  
Löwenzahn und Volksmilch nur.  
Die war'n verblüht, so daß man da  
Nur grünes Gras und Blattwerk sah.  
Aber eine Glockenblume  
Hing ihre schlichten, blauen Blüten  
Auf sein Grab als wie zum Ruhme  
Seiner tausend Herzensgütern,

Als habe Gott sie aufgehangen,  
Daß sie tief hinunterlangen  
Aus Lebenslust und Sonnenschein  
In seinen engen Totenschrein.  
Ihre Glocken läuten,  
Klingen hell und klagen fein,  
Gleich verlass'nen Bräuten  
In Herzensnot und Seelenpein.  
Kein Menschenohr vernimmt den Klang.  
Nur die Grille horcht dem Sang;  
Nur die braune Hummel  
Läßt ihr Gesumm und lauscht stumm.

## Max Dreßler / Gedanken über Spiel, Liebe, Kunst und Humor.

### Spiel.

II.

(Schluß.)

Wenn der Gott, der mir im Busen wohnt, nach außen etwas bewegen will, in der Erscheinung wirken will, spielen will, so muß er die Gesetze der Erscheinung, Natur- und Vernunftgesetze achten, anerkennen; sie sind es, die dem kosmischen Spiel des Einen Geistes zugrunde liegen; sie sind die Spielregeln, die der Spieler nicht durchbrechen darf und will, ohne das Spiel zu zerstören; wo diese Regeln des Spiels nicht beachtet werden, ist Willkür und Chaos, nicht Spiel.

So achtet und befolgt der spielende Dichter die Regeln der Grammatik; jeder Künstler die Gesetze seiner Kunst. Dieser Kosmos ist ja kein ruhiger Monolog Gottes, in dem die Wahrheit unverhüllt, vollendet spricht, sondern ein Myriadolog eigenständiger Individuen, die nur durch das Gesetz zur Einheit eines kosmischen Spiels zusammen gehalten werden können. Zwischen die Wahrheit des freien Spielers und den Wahn chaotischer Individuen schiebt sich als unentbehrlicher Vermittler das Gesetz: So mußt du, denn so will ich spielen. Der Schüler, der spielen lernen soll, muß die Apparate des Spiels, die Gesetze des Spiels kennen und anerkennen, die Naturgesetze, die Vernunftgesetze; sie sind nicht das Spiel, aber ohne sie wäre kein Spiel. Auf die Zuverlässigkeit seines Apparates und seiner Spielregeln, eben die Natur- und Vernunftgesetze, muß sich der Spieler verlassen können, und auf die Pflichtgesetze, die seine Mitspieler verhindern, das Spiel zu verletzen. Wie jeder Spieler den Gesetzen seines Spiels sich unterwirft und viel lieber das Spiel aufgibt, als nicht nach den Regeln zu spielen, so erklärt sich der göttliche Spieler mit diesen Gesetzen der Natur und des allgemeinen Menschengenusses und der menschlichen Verpflichtungen heiter und selbstverständlich einverstanden. Der erste Schritt für den natürlichen Menschen, um spielen zu lernen, ist, daß er die Gesetze und Regeln des Spiels lernt und sich ganz zu eigen macht. Diesen Mitteln sich unterwerfend, reißt er erst heran zum Sinn und Geist des Spieles. Kein rechter Spieler, der seinen Apparat nicht blank und in Ordnung hielte. Wohl liegt ja zwar an diesem Apparat an sich nichts; aber wenn er vernachlässigt würde, so käme es auch nicht zum Spielen. So achtet der Spieler die Regeln des Spiels, der Freie die Gesetze — nicht als die Sache selbst; denn die ist nur der Geist des Spiels, die Freiheit, die Vollendung;

aber als die unentbehrlichen Mittel zum Spiel. Diese Gesetze gibt sich Gott selbst, wenn er in eine Vielheit zerspalten, diese Weltkomödie spielen will. Gott als Mensch, als Individuum, kann die Gesetze zum Zusammenspiel nicht entbehren. Für das Individuum, das zum hohen Geist des göttlichen Spiels erzogen werden soll, sind die Gesetze die ersten Trainer, die seinen Willen trainieren zu Freiheit. Der vollkommene Spieler braucht keine Trainer mehr; in aller Freiheit des Spiels ist er nicht in Gefahr, die Spielgesetze zu übertreten; sie sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen, zur zweiten Natur geworden, so daß er sie befolgt, ohne überhaupt an sie zu denken. Ueber dem Chaos das Gesetz; über dem Gesetz die Freiheit. Das Gesetz ist der Weg; die Freiheit des Spielens ist Ziel und Wesen.

Das geniale Wort unseres Dichters ist der Schlüssel zur wahren, zur symbolischen Erfassung dieser Welt und dieses Lebens. Wenn die Weltaktion ein Spielen des überweltlichen Wesens ist, dann ist sie ein wahrhaftes Symbol dieses Wesens. Im Spiel ist die Realität des Werdens, des Müßens, der Arbeit verneint; als Spielen nur ist das zeitliche Werden Symbol des Wesens; und wo es dieses Spielen nicht ist, da ist es der zu vernichtende Schein, der in Wahrheit nicht ist, und deshalb für den Menschen nicht sein soll. Reales Werden in göttliches Spielen, Notwendigkeit der Arbeit in Freiheit des Spiels aufzulösen, das ist der tiefe Sinn des Menschenlebens. Das Leben, die Welt, als Spiel gemußt und gelebt, bedeuten das Wesen. Wissen und Wesen kommen zusammen. Ich weiß, daß ich bin, daß ich das Wesen bin. Diese Gewißheit ist göttliches Wissen.

Das wahre Wissen ist Gewißheit der Freiheit und das wahre Leben Spiel. Die gewaltigste Paradoxie, unbegreiflich, phantastisch für den gemeinen Verstand, der an der Pseudo-Realität dieser Welt klebt; aber im Leben und durch die Tat der Genien und Heroen der Menschheit ist sie Ereignis geworden. Hier wird die Welt bejaht, nicht als Ort besitzenden, befriedigten Daseins, sondern als Feld göttlicher Freiheitbewahrung. Sie wird bejaht, weil ohne Welt kein heroisches Spiel, keine göttliche Liebe, keine Kunst als selige Heiterkeit, keine Bönne der Freiheit erscheinen könnte. Nur spielend

wird sich das Göttliche in einer Welt bewahren, nur spielend wird es wahrhaft erscheinen. Das Spielen ist das Symbol des Göttlichen in dieser Welt. Das Spielen ist Tat um der Tat willen, Wonne des Ueberflusses; ist Symbol der göttlichen Freiheit und Vollendung. Spielend erscheint in einer Welt das ewig vollendete Wesen.

Zwischen jenem natürlichen Glauben und Hasten an unserer individuellen Realität und der unserer Umgebung, in die wir hinein geboren sind, und dieser göttlichen Gewißheit, die uns erlöst, schwankt wohl der Mensch, halb irdisch, halb göttlich, hin und her. Von der zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternden Seele schreibt der greise Meister Hans Thoma: Es ist die ursprünglichste und unentzerrbare Tragödie des natürlichen Menschen, dieser Kampf und dieses Kampfen müssen; wenn er der gemeinen Realität den Kopf zertritt, sticht sie ihn in die Ferse. Dieses Erwachen zum Gott in sich, dieses „Stirb und Werde“ ist das Motto über unserem Leben. Es ist der höchste Glaube und die höchste Zuversicht, die das Wesen im Menschen vom natürlichen Menschen fordert, immerdar der eigenen Göttlichkeit, der über allem Werden erhabenen Vollendung gewiß zu sein in jedem Gedanken und jeder Tat, nur dem eigenen, wahren Wesen verantwortlich, spielend die Freiheit zu symbolisieren, die das Wesen, die Wahrheit dem Menschen zur Pflicht macht, zur wahren Pflicht des Menschen, der Pflicht gegen den ihm einwohnenden Gott; dann wird Größe, Licht, Schönheit, Güte, Vollendung vom Menschen ausstrahlen in die Welt.

Im heiteren Bewußtsein des erlösten Genus ist der Kampf entschieden, entschieden, daß es ein Scheinkampf war, daß wir nicht verlieren konnten, daß der Sieg und Besitz seit Ewigkeit unser war. Die göttliche Realität kann ja in Wahrheit von den Schemen des gemeinen Lebens nicht erschüttert werden. Wie der Prinz im Märchen schreitet der Genus unverwandt auf sein goldenes Ziel zu, nicht achtend der Lockungen und Drohungen rings um ihn; wenn er sie nicht beachtet, können sie ihm nichts anhaben; es sind nur Truggespenster. Ein herrlicher Sieg in Wahrheit, gebunden freilich an einen Generalverzicht auf allen Schein, der uns von allen kleinen Verlusten des Tages ein für allemal befreit. So hat Goethe im Ganzen resigniert, um nicht im Einzelnen fortwährend resignieren zu müssen; aber der göttliche Lohn für dieses natürlich-menschliche Opfer: „Nie sah ich die Welt so rein, als seit ich nichts mehr darin zu suchen habe.“ Frei von Besitz und Verlust, von Not und Zwang, Wunsch und Sorge, Hoffnung und Furcht, unangreifbar, unberührbar ist das freie weltüberlegene Wesen. Diese Welt hat ihren einzigen Sinn und Wahrheitsgehalt darin, daß sie dem Genus Gelegenheit ist, mit Freiheit aus Vollendung zu spielen. Das Göttliche, das Wahre in der Welt ist: symbolische Darstellung unserer göttlichen Freiheit. Das Wandern zum Ziel, wie das Gesetz es befahl, ist die prädeutliche Ethik des natürlichen, von Gott getriebenen Wesens. Das reine Wirken aus vollendeter Göttlichkeit heraus, das Spielen, in Heroismus, Liebe, Kunst und Humor ist die Ethik des reifen Genus. Die empirische Aufgabe ist metaphysisch gelöst. Der Saulus dieser Welt, determiniert, ins dumpfe Maß der unendlichen Notwendigkeit verschlungen, ist zum Paulus geworden, mit seinem heiteren, verklärten: Ich will! Und die ganze Welt ist zum göttlichen Schauspiel geworden, in dem nichts anders als die absolute Freiheit sich symbolisiert. Der welterhabene Gott in uns kann in die Zeit nur scheinen gleichsam zum Spiel; im Spielen erscheint, so ernst es scheinen mag, und wenn es den Schweiß und das Blut des Spielers kostet, dennoch allein die heitere, siegreiche, siegesgewisse Ruhe des Welttriumphators; das Spiel mag laufen, wie es will; Gott in uns ist und bleibt der Sieger, immer der lächelnde Spieler. Im ersten Sinne Spielen! Die Freiheit des Spielers ist aller Ernst und die erste Erscheinung der Welt, des Lebens wird zum Spiele. An die Stelle dieses empirischen Treibens und Getriebenwerdens setzt Gott den heiligen Ernst des Spielers. Daher das Beglückende heroischen Untergangs. Nicht wandern müssen, sondern spielen können, im höheren Sinne grund- und zwecklos spielen. Es ist nicht leicht für den oft schwer bedrängten Menschen, dennoch zu spielen, mit Aufgebot letzter Kräfte seinem Gott tren zu sein.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“ Der Wert des Lebens liegt im Verachten des Lebens. Dem Tode ist der Stachel, der Hölle der Sieg genommen. Alle wahren Werte liegen über das unmittelbare Dasein hinaus. Wenn der indische Geist weltfern sich in der Defensive hält, liebt der germanische Geist die heitere Offensive; er will aus dem Zentrum seiner Gottesgewogenheit hinausströmen in die Peripherie der Welt und ihr Dunkel mit seiner Göttlichkeit strahlend durchleuchten; er will die eigene innere Freiheit draußen offenbaren, kämpfend aus Ueberfluß siegesgewisser Kraft bewahren; er kann nicht nur still verachten, er muß mit dem Schwert dreinschlagen. Der Kampf ist für den Germanen ein göttliches Spiel; in ihm freut sich der Wesensgeist. Symbole seiner Freiheit zu schaffen. Wir verstehen, wie ein Fichte, eine germanische Kampfnatur, diese Welt, dieses Feld der Tat als selbstgewolltes göttliches Schaffensproblem ansehen konnte,

geschaffen bloß, um vom göttlichen Spieler vernichtet zu werden; es ist die germanische Freude am Wirken, am Bekämpfen und Ueberwältigen von Hindernissen, am Siegen, die die Welt hinnimmt, um die Wonne der siegenden Freiheit zu genießen. Dieses Kämpfen um des Kampfes willen, das Schiller nach seiner höchsten Wahrheit zum Spiel erhöht, ist diesem tatentfrohen Geiste das wahre Gottesreich, der lebendige, sich bewährende Gott, die Sphäre, in der er herrscht mit seinen Gesetzen, in der er seine Schönheit erblickt und genießt, in der er seinen Willen durchsetzt, seine Ueberkraft bewährt, in der er seine Freiheit täglich neu erobert, betätigt und bestätigt. Der gemeine Mensch nimmt die Welt als gegeben hin, wie sie ist, und fügt sich sklavisch dem Gegebenen. Der göttliche Kämpfer setzt sich als freies Wesen allem Gegebenen entgegen, er erschafft sich seine Welt nach seinen Ideen; und so macht er aus gemeinem Sein göttliche Erscheinung, Offenbarung der Freiheit. Die germanischen Sagen von Wotan, dem wandernden Gott, Hegels Phänomenologie und Goethes Faust sind Verherrlichungen des lebendigen, sich durchsetzenden, sich verschuldenden und doch ewig erlösten, kämpfenden Gottes, des Gott-Menschen. Im Herbstgold des Wipfels der Weltliche Jagdrasil wohnen die seligen Götter. Die Menschen sind Gottesstreiter, Einherier. Der Kampf ist der Gott des Germanen, die Freiheit alt Tat und Spiel, das rastlose Sinnen und Denken, der geistige Kampf; der Kampf ist ihre Wonne, ihre Ruhe, ihr Spiel, ihr Leben. Selbst nach dem Tode wünscht sich ein Goethe in einer höheren Sphäre einen Platz angewiesen zu bekommen, wo er weiter denken, weiter schaffen könnte.

In jedem Freiheitsakt ist Gott. Unendliche Aktivität, Ueberwinden aller Widerstände um des Ueberwindens willen, Protestieren um des Protestierens willen, Regieren um des Regierens willen, das ist göttliche Offenbarung in der Welt. Eine symbolische Erscheinung, diese Aktivität; aber ein göttliches Symbol; das einzig Göttliche, das einzig Reale in dieser Welt. Kein Werden Gottes, ein Offenbaren seines Ueberflusses. Deshalb kommt es auch nirgends auf irgend welche Erfolge des Handelns an, nur auf den Geist des Handelns, den Geist der Freiheit und Vollendung, der alle Bewegung zum Spiel macht. Die Freiheit unseres Wesens ist kein Resultat unseres Handelns, sondern das heroische Spielend-Handeln fließt aus unserer Freiheit; diese Freiheit ist über der Zeit, ewig vollendet. Nicht um Erfolge handelt es sich im Leben, gute oder schlechte — diese sind nichts; der Geist der erhabenen Vollendung ist alles. Als göttliches Spielen, in Symbolen der Freiheit, hat die Welt-Erscheinung alle Wahrheit, ihre einzige Realität. Es kommt nicht so sehr darauf an, was wir tun im Leben, sondern darauf, daß wir alles aus Freiheit tun, als Herren, nicht als Knechte; in germanischer Herrennatur offenbart sich göttliches Wesen. Dasein, Wohlstand, Machtausbreitung, Glück, sind relative Güter; es sind Scheingüter, die auf der Scheinrealität, der natürlichen Existenz beruhen; das absolute Gut, die wahre Essenz aller Dinge, ist der Geist der Freiheit, der von natürlicher Existenz, von Pseudo-Realität nichts weiß. Dieser Geist opfert sich alle Realitäten der natürlichen Existenz; diese Wahrheit kann keinen Schein neben sich, gegen sich dulden. Dieser Geist ist die Wahrheit, das Wesen, das einzige Gut des heroischen Menschen; er ist seine Ehre; Armut, Mißerfolg, Gelächter der stupiden Menge entehrt ihn nicht; nur sich selbst, seinen Gott zu verlieren, würde ihn entehren; alle seine Werke gehören einer andern Welt an als der gemeinen. Alle irdischen Werte, Reichtum, Macht, Verehrung der Menge, gewonnen, seine Freiheit, seine Ehre verloren, heißt für den essentiellen Menschen Alles verloren. Ein Märtyrer seines Gottes, ist er, in allem scheinbaren Glend und Leiden, gottfelig. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn.“ Die Helden der Tat, die Bekenner der Wahrheit, die großen Künstler, die großen Liebenden, die verzichtenden Weisen — sie alle sind Märtyrer; sie sind in diesem realen Leben betrogen, verraten, untergegangen, beklagt und verlacht — aber das berührt sie nicht; sie sind Bürger einer anderen Welt.

Der ausgezeichnete Autor Anton Hendrich, in „Mainberg“, sagt: „Wie retten wir uns aus dieser Tragik des Lebens? Dadurch, daß wir tragisch leben. Tragisch leben heißt heroisch leben, heroisch leben heißt überlegen leben. Worin besteht unsere Ueberlegenheit über das Schicksal? Darin, daß wir wissen, daß wir nicht von dieser Welt sind, und wenn wir dies nicht nur wissen als etwas Gehörtes und Auswendiggelerntes, sondern es in all der Kraft des lebendigen Zusammenhangs mit dem Ewigen klar spüren, wie eine uns haltende Hand, dann fangen die Schicksale an, sich in die Winkel zu verfrachten. So wird aus dem ächzenden, gebeugten Erdenpilger ein sein Schicksal und seine Not segnender Uebermensch, der den neuen Nöten entgegenlacht.“ „Ueberlegen leben“, das heißt von Gott aus leben, spielend leben.

In allem, was die Menschheit von je als Tugend, Größe, Göttlichkeit verehrt hat, lebt Ein Geist der Freiheit, der Vollendung, der Harmonie, für den alle kontrastierenden Widerstände nur zu übergehende Dissonanzen sind, an denen die innere Schönheit sich erweist. „Das ewig tätige Leben in Ruhe

gedacht." (Goethe.) Den Geist des Kampfes, des mühevollen Wanderns als Geist des Spiels aufzudecken, das ist die höchste Aufgabe der Philosophie. Dieser Kampf hat — im Gegensatz zur naiven Meinung — erst dann Realität und Wahrheit, wenn er kein Kampf, wenn er ein unrealer, ein Scheinkampf ist, wenn er ein Spiel ist. Die Dual des in Unendlichkeit sein Rad rollenden Zion ist keine Realität, keine göttliche Wahrheit: es ist die Hölle, ein teuflischer Spud. Das wahre Selbst ruht; und wenn es ein Rad rollt, so nur zum Spiele. Der spielende Genius verläßt, ob wandernd zwar und scheinbar sich verlierend, doch nie, Antäos gleich, den heiligen Boden seiner Gottesgewißheit; unendlich unentschieden woge der Kampf; er ist der Sieger; mitten im unvollendet scheinenden Werk ist er vollendet; in aller Unfertigkeit seiner Arbeit, doch in jedem Augenblicke in hohem Sinne fertig; mühsam wandernd, immer am Ziel; in allem Lärmen des Kampfes mit der lernmäßigen Andra des unendlichen Widerstandes verharret er in göttlich heiterer Ruhe; was verloren gehen kann, mag verloren gehen; das wahre Wesen, Gott geht nicht verloren. Der nur spielend Wandernde ist stets dabei; er erstrebt nichts, er flieht nichts; sein Wandern ist nur symbolisch; wahrhaft erleben kann er nur den vollendeten Gott in sich.

Der Künstler Goethe schaut nur göttlich Symbole; der Ethiker Schiller vergöttlicht seine Taten durch den Geist des Spiels. Alle Bewegung hat den Adel der Ruhe gewonnen; herrlich, widerwärtig und verächtlich alle ameisenhaft hastende wichtige Geschäftigkeit. Der Geist der Freiheit ist hervorgetreten in seinem reinen Glanze, frei vom Staub der Zeit und des Wanderns; das Klirren der Waffen ist verklungen; die Stimme befehlender Gesetze ist verstummt. In der Ruhe göttlicher Vollendung, in der Weltüberwundenheit hat der schwere dumpfe Pseudo-Ernst der natürlichen materiellen Realität keinen Platz mehr; nur seltsame Heiterkeit herrscht. Im Symbol des Spiels ist die Welt in Gott zurückgebracht; die Wahrheit ist Schönheit und Freiheit.

Nur die Freude am Spielen gibt dem Leben göttlichen Sinn; Tätigkeit ohne Freude ist unglücklich, ist Nichts. Das wahre Leben ist Spiel oder es ist Nichts. Der wahre Gott in uns steht der Materie so fern, wie Athene der Begierde. Aus der öden Langeweile eines Mechanismus ist das Große Lebendige, das Prachtvolle, das Dämonische, das freie Schenken, die überfliegende Genialität, der Geist des Ueberflusses verbannt; die Blume ist hinweg aus solchem Leben.

Der gottesfüllte reine Tor lebt seine Göttlichkeit unbeküm-

mert vor sich hin und bleibt der Göttliche, mag er auch scheinbar in dieser schlaun Realität dem listigen Betrüger zum Opfer fallen; bleibt der einfältige und unberührbare, selbst im irdischen Untergange siegende Große. Denn in dieser Realität sind die Realisten die Ueberlegenen. „Mebers Niederträchtige niemand sich beklage, denn es ist das Mächtige.“ (Goethe.) Aber der Große hat ja nichts zu verlieren noch zu gewinnen auf dieser Welt. Ohne Haß verschließt er sich vor ihr, denn sie ist seines Hasses nicht wert. Er läßt die Unmündigen gewähren. Abgewandt dem erbärmlichen, auf Egoismus, Eitelkeit, Bosheit aufgebauten Treiben, wendet er seine spielende Teilnahme denen zu, die guten Willens sind, und begnügt sich, „einsach und heiter Gutes zu tun“; läßt sich nach Umständen auch einmal dazu herab, Frechheit lachend niederzuschlagen; aber alle Arbeit nur zum Spiele.

Wie der Künstler in einer Scheinwelt spielt, in der eigenen Schöpfung seines Geistes, wie der Künstler seinem Werke, so sollte der Mensch dem Leben gegenüberstehen, schöpferisch, gestaltend. Kunst ist die große Erzieherin der Menschheit zu ihrem göttlichen Berufe. Daher beugen wir uns vor diesem Spiel im Schein tiefer als vor dem Ernste der gemeinen Realität; denn hier sehen wir nur Notwendigkeit, dort aber Offenbarung göttlicher Freiheit. Wir verehren im Kunstwerk die Offenbarung des frei spielenden Geistes; wir verehren noch viel mehr diesen Geist des Künstlers selbst, welcher, auch ohne zu spielen, dieser freie Geist, auch ohne zu schaffen, der Künstler wäre, der in absoluter Freiheit einem Schein gegenübersteht. Vor der Größe dieses Geistes wird alle Realität zum Schein, alle Arbeit zum Spiele. Wo sich die erhabene Ruhe des vollendeten Geistes inmitten fürchtbarster Bewegung äußert, da offenbart sich Gott: In der Ataraxie und im Humor des Weisen; in der Heiterkeit der Künstlerseele; im Heroismus des siegesgemessenen Kämpfers, der nicht der kochende, in allem armen Erdenernst nach Dingen langende Arbeiter ist, sondern der prachtvollste Held, der die Sorge und Furcht nicht kennt, der sein Leben, dieses Nichts, lachend wegwirft; in der Liebe, welche nichts anderes ist als das freie Geben und Schenken, Hingeben aus der Fülle innerer Vollendung; alles dieses ohne Wunsch und Hoffnung, ohne spornende Aussicht auf Gewinn, unbekümmert, das echte göttliche Spielen. Die Welt ist, als was wir sie nehmen, wozu der Geist in uns sie bestimmt; sie kann die gemeine Realität sein für den gemeinen Menschen; aber sie kann ein Spielen im Schein, ein Symbol der Vollendung sein für den Gott im Menschen. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.

## Dskar Herrigel / Anton Rindenschwender, ein Mann eigener Kraft.

Gaggenau im Murgtal ist der Sitz einer hochentwickelten, weltbekannten Industrie. Wie rasch sich der Ort seit etwa hundert Jahren vergrößert hat, zeigen folgende Zahlen. Im Jahre 1813 waren es 798 Einwohner, 1885 etwa 1500, und heute sind es über 3000, so daß sich in den letzten 37 Jahren die Einwohnerzahl geradezu verdoppelt hat. Der Vater der Gaggenauer Industrie ist Anton Rindenschwender. Einst ein vielgefeierter Mann, fiel er im Laufe der Jahre völliger Vergessenheit anheim. Seiner zu gedenken liegt umsomehr Veranlassung vor, als 1922 zweihundert Jahre seit seiner Geburt verfloßen sind.

Im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts verließ der Holzmacher Johann Rindenschwender seine Heimat Tirol und kam auf der Wanderschaft in das untere Murgtal, wo er Arbeit fand. Genügsamkeit, Einfachheit der Sitten, Frömmigkeit und Ehrlichkeit waren die Tugenden, die ihn als echten Sohn Tirols schmückten. Er verheiratete sich mit Anna Häuter, der Tochter eines Gaggenauer Holzmachers. Im Jahre 1722 wurde ihr erster Sohn Anton geboren. Da sich in dem Taufbuch des katholischen Pfarramts Gaggenau bezw. Notenfels kein Eintrag befindet, scheinen die Eltern zunächst in irgend einem benachbarten Dorfe gewohnt zu haben. Anton wuchs zu einem frischen und kräftigen Jungen heran und wurde schon in seinem zwölften Lebensjahre ein Wohltäter des Murgtals. Als im Jahre 1734 in dem württembergischen Grenzort Koffenau zum Ausmachen von Kartoffeln fremde Hilfskräfte gesucht wurden, ging Anton dorthin und ließ sich statt des Lohnes fünf Körbe Kartoffeln geben, um in Gaggenau den Kartoffelbau einzuführen. Von hier aus verbreiteten sich die Kartoffeln allmählich im Murgtal. Noch 1769 war man im Badischen so wenig voran, daß bei Beginn einer Teuerung zur Beförderung des Anbaus unter dem Titel „Vom ökonomischen Brode“ im Carlshuber Wochenblatt (5., 19. und 26. Oktober) eine Volksbelehrung veröffentlicht wurde, man könne nach einem Verfahren des Chevalier Mustel das Roggenmehl im Falle der Not mit Kartoffelmehl strecken (vgl. meinen Artikel „Zur Geschichte des Kartoffelbrotes“ in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, 1915, Nr. 27).

Als Anton älter war, verdingte er sich in dem benachbarten Dorfe Ottenau als Viehtnecht. Sein Jahreslohn bestand aus einem Anzug, einem Hemd, einem Halstuch und einem Reichstaler. Von den Kindern seines Dienstherrn lernte er lesen und schreiben. Einige Jahre später finden wir ihn wieder in Gaggenau als Holzmacher. Mit seinem Vater fällt er die Schwarzwaldtannen, die dann als „Holländerholz“ bis nach Holland gefloßt wurden. Nach dem 1745 erfolgten Tode des Vaters wurde Anton bei dem Holzhändler Böhrringer in Weihenbach Obernecht der Holzhauer, zuletzt Meisternecht und durfte selber einen kleinen Holzhandel betreiben. Am 12. Juni 1747 verheiratete er sich mit der 16-jährigen Maria Franziska Wolf von Oberweiler, Amt Rastatt, der Tochter des dortigen Lehrers, Mesners und Organisten, der nach dem Bedbuch der Gemeinde Oberweiler nur 4% Viertel Ackerland, geschätzt zu 9 fl., 2% Viertel Wiesen und 1% Viertel Aeben, zu 9 fl. und zu 9 fl. gewertet, besaß. Aus dieser Ehe gingen viele Kinder — es sollen 12 gewesen sein — hervor. Nachdem Rindenschwender auch einmal auf einem Floß nach Holland gefahren war, wurde er mit einem Gehalt von 500 Gulden als Geschäftsführer angestellt. Bald erwarb er sich in Gaggenau ein Häuschen, Aeder und Felder und vergrößerte beträchtlich seinen Holzhandel.

Da war es kein Wunder, daß eines Tages Anton Rindenschwender von der Gemeinde Gaggenau zum Schultheißen (Bürgermeister) gewählt wurde. Jetzt war ihm die Möglichkeit geboten, auch gemeinnützig zu wirken. Er ließ Dämme und Mauern an der Murg errichten, weil sie bei Hochwasser sich in einen reißenden Strom zu verwandeln pflegte, gewann dem Boden 4536 Ar urbares Land ab, führte die Wiesenbewässerung ein und verbesserte die Landtrasse murgaufwärts. Mit dem kaiserlich-bischöflichen Hof in Bruchsal, der Markgrafschaft Baden, der Kurpfalz usw. schloß er Handelsverträge ab und konnte sein Vermögen bedeutend vermehren. Für seine dem fürstlichen Herar „erschiedentlich veranlaßten Vortelle und geleisteten erspriesslichen Dienste“ ernannte ihn Markgraf Ludwig Georg durch ein am 27. Juni 1758 in Rastatt gegebenes „Aufnahmsdekret“ (Abbildung in den Monatsblättern des Bad. Schwarzwaldbvereins, 1911, S. 16) zum Oberichult-

heißten mit dem Rang vor anderen Schultheißen, damals eine sehr seltene Auszeichnung. Nach dem Tode seiner Frau heiratete Rindenschwender in zweiter Ehe Sabine Lump von Ettlingen. Auch diese Ehe war mit vielen Kindern gesegnet.

Im Jahre 1768 kaufte Rindenschwender von dem Bürger Anton Dürr in Hörden dessen „eigenthümlichen halben Schifferhandel (=Anteil, sammt dem dazu gehörigen halben Theil an Seegmühlen, Waldungen, Reichen, Recht und Gerechtigkeiten“ zum Kaufpreis von 14 000 Gulden. Damit war er in die für die Wirtschaftsgeschichte des Murgtals so bedeutsame Murgschifferschaft der Grafschaft Eberstein (heutiger Bezirk Gernsbach) aufgenommen, die seit 1488 den Holzhandel in diesem Teile des nördlichen Schwarzwaldes lange Zeit ganz beherrscht und später wenigstens stark beeinflusst hat. Sie besaß von Forbach an die großen Waldungen im Gebiet der Murg und gewährte ihren Mitgliedern Anteil am Holz (Weiß- und Rottannen, Föhren, Laubholz, Buchen) und das Recht, in bestimmter Reihenfolge aus Säglöcher eine gewisse Anzahl Borde (Bretter) auf ihren gemeinsamen Sägmühlen schneiden zu lassen (Vordrängerechtigkeit). Die Stämme wurden für die Pfahlroste und den Schiffbau nach Holland gefloßt, die Säglöcher in Bretter zersägt und der Rest als Scheitholz verwendet.

In Gaggenau baute Rindenschwender 23 Häuser, 28 Nebengebäude, einige Biegeleien und gründete Pottaschefeiedereien für die Glasfabrikation. Den in Pacht genommenen Betrieb eines Glasofens auf dem Mittelberg gab er auf und legte 1773 die Glashütte Gaggenau mit über 30 Wohnungen und einer Sägmühle an. Es kamen hinzu einige Dampfen mit drei eisernen Schraubenpressen, eine Glasschleife, einige Gipsstämpfen und eine Schleismühle. Im Jahre 1800 bestand das ganze Anwesen aus vielen Gebäuden, die von 240 Personen bewohnt waren (vgl. Jäger Schmid, Das Murgtal, Nürnberg 1800). So war Rindenschwender Großindustrieller geworden. Sein Lieblings- und Meisterwerk aber war die kühne und kostspielige Urbarmachung des Amalienbergs, eines 187 Meter hohen Porphyrfelsen am linken Ufer der Murg, der damals mit Heidekraut und Dornen bewachsen war. Unzählige Hände fanden Arbeit. Felsstücke wurden abgeprengt, Schuttmauern errichtet, Hügel abgegraben, Tiefen ausgefüllt, und zuletzt wurde über einen Meter hoch gute Gartenerde aufgeschüttet, so daß ein Landgut mit Obstbäumen, Reben, Aedern und Wiesen angelegt werden konnte. Der Kostenaufwand betrug über 100 000 Gulden. In dem auf der Höhe erbauten stattlichen Wohnhaus zog Rindenschwender, der sich inzwischen in dritter Ehe mit Maria Anna Fütter von Gaggenau verheiratet hatte, ein. Erbprinzessin Amalie besuchte

ihn dort, und ihr zu Ehren wurde der Berg Amalienberg genannt. Auch Erbprinz Karl Ludwig und Prinz Friedrich kamen oft mit ihren Gemahlinnen zum Sommeraufenthalt dorthin. Weit und breit war Rindenschwenders Gastfreundschaft berühmt, und bei den vielen Besuchen ließ er gerne die Gulden springen. Am 27. Juli 1797 meldete das Allgemeine Intelligenz- oder Wochenblatt für sämtlich Hochfürstlich-Badische Lande, daß Serenissimus gnädigt geruht habe, dem Oberschultheißen Anton Rindenschwender in Gaggenau „zur Bezeugung der für ihn hegenden gnädigsten Bestimmungen und wegen seiner schon seit vielen Jahren erprobten praktisch-ökonomischen und technologischen Kenntnisse“ den Charakter eines fürstlichen Oekonomierats zu erteilen.

Trotz seines Alters trug sich der Unermüdete mit neuen gemeinnützigen Plänen. In Verbindung mit dem Kloster Frauenalb brachte er in der Alb durch Ausräumung und Stauung eine Wasserstraße zustande, so daß das Scheiterholz und auch größere Flöße auf der Alb bis Ruppurr und von hier durch einen Kanal in den durch Karlsruhe fließenden Landgraben zum Rhein geführt werden konnten. Als Rindenschwender am 15. Mai 1803 im Alter von 81 Jahren starb, verlor das Land einen seiner größten und besten Bürger. Er hinterließ ein Vermögen von über 200 000 Gulden. Sein Grab befindet sich an der Kirche von Rothenfels und ist unter den übrigen Gräbern der Familie Rindenschwender wahrscheinlich dasjenige, auf dem ein Denkmal, heute ohne Namen, steht.

Nach Rindenschwenders Tode brachen unter den Erben aus drei verschiedenen Ehen Streitigkeiten aus, so daß der Kurfürst Karl Friedrich eingreifen mußte. Nachdem ein Vergleich zustande gekommen war, ließ der Kurfürst durch Oberbaudirektor Weinbrenner an der Straße von Gaggenau nach Ottenau ein Denkmal errichten, das aus einem zehn Meter hohen Obelisk aus rotem Sandstein besteht und die Inschrift trägt:

„Dem Stifter des Amalienbergs, Beförderer des Landbaus, Gewerbestiftes und Handels seiner Gegend, Anton Rindenschwender, dankt Kurfürst Carl Friedrich 1803.“

Auf dem Amalienberg veranstalteten die Erben am 10. Juni 1804 ein Vereinigungsfest, das nach dem Bericht des Rastatter Wochenblattes „mit der Pracht des Bacchus und dem Geschmack der Grazien“ gefeiert wurde. Die Verwaltung der Güter übernahmen die beiden ältesten Söhne aus erster Ehe, Ulrich und Johann. Bald entstanden neue Streitigkeiten, die sogar gerichtlich geschlichtet werden mußten. Infolge der unseligen Zwietracht ging allmählich verloren, was der Vater mühsam erarbeitet hatte.

## Mathilde Wendt / Erinnerungen an Johannes Brahms.

Im Sommer 1864 kam Brahms von Wien aus zu längerem Aufenthalt nach Baden-Baden. Hier befreundete er sich mit dem Karlsruher Postapellmeister Levi, der oft in Baden dirigierte, und mit dem Kupferstecher Allgeyer, dem Freunde und späteren Biographen Josef Feuerbachs.

Tieferschüttet durch den Tod seiner Mutter, an der er mit zärtlicher Liebe gehangen hatte, suchte Brahms nach der Bestattung in seiner Vaterstadt Hamburg im Frühjahr 1865 wieder eine ruhige Stätte in Baden-Nichtental. „Das Haus Nr. 131“ schreibt er, „liegt auf einer Anhöhe und von meinen Zimmern aus habe ich nach drei Himmelsrichtungen eine entzückende Aussicht auf die dunkel bewaldeten Berge, die schlängelnden Wege hinauf und hinab und die freundlichen Häuser.“ (Jetzt steht am Fuß der Anhöhe ein mit Ephen umfränkter Gedenkstein.) Hier fanden sich in seinem jetzt entstehenden Horntrio die Töne der Erinnerung an die Mutter: in seiner Jugend hatte sie seinem Blasen des Horns gern zugehört. Dem Freunde Dietrich zeigte er später einmal eine Stelle auf den waldigen Höhen bei Baden, wo ihm zuerst das Thema des ersten Satzes gekommen war. — Allmählich entstand das Werk, das seinem deutschen Volke am tiefsten für alle Zeiten ins Herz gedrungen ist: Das deutsche Requiem. Vor Jahren hatte er nach dem Tode Robert Schumanns den Plan, ein Requiem zu schreiben, gefaßt, der nicht zur Ausführung gekommen war. Nach dem Tode der Mutter drängte es ihn, das bereits begonnene Werk wieder aufzunehmen. Während eines monatelangen Aufenthaltes in Karlsruhe schrieb er die beiden ersten Sätze. Brahms hat in den folgenden Jahren in der Schweiz das Werk vollendet, das am Karfreitag 1868 in Bremen unter seiner Leitung zur ersten Ausführung kam. Den fünften Satz: „Ihr habt nun Traurigkeit“ hat er dem Andenken der geliebten Mutter geweiht.

Im Herbst 1867 wurde meinem Bruder Gustav Wendt, der bis dahin als Direktor des Gymnasiums in Hamm lebte, die Direktion des Karlsruher Lyceums übertragen. Die Freude an guter Musik brachte ihn und seine musikalisch un-

gemein feinsinnige Gattin bald in ein freundliches Verhältnis zu Levi, der das Interesse meiner Geschwister an Brahms neugeschaffenen Werken teilte. Durch ihn lernten sie Brahms persönlich kennen, der ihnen ein Freund fürs Leben werden sollte. Oft weilte er tagelang als hochwillkommener Gast im Hause Wendt. Mehr und mehr wurde Brahms heimisch in Karlsruhe, das er von seiner mehrjährigen Sommerresidenz Baden aus häufig aufsuchte. Manche leben noch hier, die sich mit Freuden des freundlichen Verkehrs mit ihm erinnern. So fehlte er auch nicht bei Levis Abschied von Karlsruhe (1873), der durch eine Konzertaufführung von Schumanns Faustmusik gefeiert wurde. Auch Clara Schumann war gekommen. Nach dem Konzert versammelten sich die Festteilnehmer und Erbprinzen; als die jüngeren Gäste Lust zum Tanzen ergriff, setzte sich Frau Schumann mit Brahms ans Klavier und sie spielten aus dem Gedächtnis vierhändig Tänze von Johann Strauß.

Als ich im Juli 1871 mit meiner Lebensgefährtin auf dem Wege nach Baden, wo wir die Ferien verleben wollten, von Berlin nach Karlsruhe kam, hörte ich, daß Brahms in Nichtental sei, dort ganz zurückgezogen lebe, da er eifrig mit der Vollendung des Schicksalsliedes beschäftigt sei, das dann im Herbst durch den Philharmonischen Chor unter Brahms Leitung in Karlsruhe zum ersten Mal aufgeführt wurde. Die Ehrfurcht vor dem künstlerischen Schaffen des Meisters, dem ich nicht lästig fallen wollte, hielt mich ab, meinen Bruder um ein mich an ihn empfehlendes Wort zu bitten. Da fügte es ein glücklicher Zufall, daß mir die Freude zuteil wurde, den Schöpfer der Werke, in die ich mit hohem Genuß immer tiefer einzudringen suchte, persönlich kennen zu lernen.

Eines Tages kamen wir zur Mittagsstunde in den Löwen in Nichtental, wo meine Freundin, von einem Bekannten aus ihrer Jugendzeit, Karl Reintaler aus Bremen, begrüßt wurde. „Gleich wird Brahms hier sein,“ sagte er. Da kam er auch schon durch den Garten mit kurzen, eiligen Schritten. Er schien nicht ungehalten, zwei fremde Damen am Tisch zu

finden, begrüßte uns freundlich und bald waren wir in ungezwungenem Gespräch. Beim Fortgehen mußten wir versprechen, zur Mittags- und Abendmahlzeit nach Schluß der table d'hôte uns im Löwen mit den beiden Herren zusammenzufinden. Wie gern kamen wir und wie große Freude brachten uns diese auf den Gartenveranden oder im alten Speisesaal verlebten Stunden! Brahms war in bester Laune, voller Humor und Frohsinn; bei ernster Unterhaltung sprach aus jedem Wort der großdenkende, gemütsste Mensch.

Frau Clara Schumann, die damals ein Häuschen in der Dichtentaler Allee besaß, hatte, während sie selbst — leider! — abwesend war, Reintaler ihren kleinsten Flügel in den Löwen gegeben. Auf diesem schönen Instrument spielte uns Brahms wiederholt vor, so herrlich, wie ich ihn im Konzert nie gehört habe; er spielte nicht gern öffentlich, fühlte sich einem fremden Publikum gegenüber nicht frei. Bereitwillig erfüllte er jede Bitte um Bachs Chromatische Fantasie, Scarlatti, Beethoven op. 111, Schumanns Symphonische Studien und Davidsbündler sein Es-Moll-Scherzo und die Variationen aus dem B-Dur-Sextett. Dazwischen sang Reintaler mit klangerreicher Bassstimme einige Magdalenenlieder.

An manchem Abend hörten wir miteinander ein Konzert von Johann Strauß. Im Kiosk vor dem Konversationshaus dirigierte er, selbst die Geige spielend, seine vorzügliche Kapelle; dazu bewegte er sich im Tanzrhythmus seiner entzückenden Walzer. Ich erinnere mich eines Rückwegs durch die Dichtentaler Allee nach solchem Konzertabend. Brahms sprach von der reichen musikalischen Begabung des österreichischen Volkes; für den Musiker brächten Streifzüge durch Kärnten Krain und vollends durch Ungarn, wo überall die schönsten Melodien leben, unschätzbare Anregung. „Bei alledem,“ schloß er halb lachend, halb wehmütig, „bleibe ich immer der schwerfällige Norddeutsche.“ — Ein anderes Mal sprach er mit vollster Anerkennung über Wagner. „Ich bin eigentlich der beste Wagnerianer“, sagte er, „denn ich kenne jede Note seiner Partituren.“ Alle gegen ihn gerichteten Angriffe und Schmähungen seiner Gegner hat Brahms bei strengster Selbstkritik mit vornehmer Zurückhaltung über sich ergehen lassen.

Sehr lehrreich war mir's, Brahms eingehend über das Unterrichten in der Musik sich äußern zu hören. Vor allem sei es wichtig, meinte er, die Schüler nur Sachen spielen zu lassen, die sie technisch und musikalisch beherrschen können; es sei eben so verfehlt, an Beethovenischen Sonaten Klavierpielen wie an einer Rafaelschen Madonna Striche zeichnen zu lehren.

Eines Tages kam Julius Stöckhausen aus Frankfurt nach Dichtental, um mit den Freunden seinen Geburtstag zu feiern. Von besonderem Interesse war mir's, zu hören, mit wie hoher Verehrung diese Kunstgenossen von Clara Schumann sprachen; Reintaler und Stöckhausen konnten nicht Worte genug finden, die unerreichte Künstlerin zu preisen. Da fuhr Brahms auf, der wohl am besten ihre Meisterlichkeit zu würdigen wußte: „Wie sie spielt, das ist ja ganz egal; was sie ist, darauf kommt's an. — Alle Schlechtigkeit der Welt ist an sie herangetreten, alles ist von ihr abgeglitten.“ — Brahms wollte uns überreden, Frau Schumanns Rückkehr abzuwarten, das allein sei ja wert, von Berlin nach Baden gekommen zu sein. Da wir nicht länger bleiben konnten, zeigte Brahms uns wenigstens ihr Häuschen, zu dem er den Schlüssel hatte.

Wenn in meiner Heimatstadt Berlin das Verständnis und die Liebe für Brahms von Jahr zu Jahr zunahm, so war es vor allem Meister Joachim zu danken, der an seinen Quartettabenden alles, was an Kammermusik von Brahms erschien, in vollendeter Wiedergabe brachte; ein musikalisches Ereignis im November 1877 war die Aufführung seiner ersten Symphonie (C-Moll), vom Orchester der Hochschule unter Joachim's fortrefflicher Leitung. Unvergesslich ist wohl allen Hörern Amalie Joachim's Gesang Brahms'scher Lieder geblieben.

Im Sommer 1878 trafen wir Frau Schumann in Gastein, wo sie nach beendeter Kur Brahms erwartete. In diesen Tagen des Zusammenseins lernte ich das einzig schöne Freundschaftsverhältnis zwischen diesen beiden großen und guten Menschen verstehen, das auch vorübergehende Trübungen siegreich bestanden hat. Aus jedem Blick und Wort sprach Brahms' liebevolle Verehrung für die Frau, deren treuer Berater in allen Kunst- und Lebensfragen er war, die seinem schöpferischen Genius die reinste Bewunderung, das tiefste Verständnis entgegenbrachte. Ihr zuerst schickte er alle seine Werke; von dem schönen Recht der Freundschaft, offen ihre Meinung zu sagen, machte sie in seiner Kritik ihm gegenüber Gebrauch; er erwidert ihr: „Die höchste Instanz ist mir, wenn Dein liebevolles Gemüt Ja sagt.“ Ihm bedeutete, wie er einmal schreibt, Robert und Clara Schumann den größten Reichtum, den edelsten Inhalt seines Lebens. — Brahms verstand es auch, die Freundin in trüben Stimmungen durch seinen erfrischenden Humor auf-

zuheitern. Wir fuhren zusammen im Aussichtswagen auf der Giselabahn nach Salzburg. Am steilen Ufer der Salzach, zur Seite hoher Felsen fragte Frau Schumann ängstlich: „Wenn uns hier ein Zug begegnet?“ Beruhigend erwiderte Brahms: „Dann geht der eine so lange ins Wasser, bis der andere vorbei ist.“ — Auf der Mittagsstation Bischofshofen lernten wir Brahms als Kinderfreund kennen: am Büffet kaufte er sämtlichen Kuchen auf und beglückte damit die von allen Seiten herbeieilenden Kinder. Immer führte der Gütige auf seinen Spaziergängen süße Gaben für die Kleinen in seinen Taschen mit sich. Ein Kindergemüt voll Milde und sonniger Heiterkeit lebte in diesem strengen, ernstern Künstler.

Einen begeisterten Propheten seines Ruhmes hatte Brahms in den letzten 20 Jahren seines Lebens an Hans von Bülow, der, seitdem er Brahms erste Symphonie kennen gelernt hatte (er nannte sie Beethovens zehnte), erklärte, er wolle sein Leben mit den drei großen B: Bach, Beethoven, Brahms beschließen.

Im Januar 1882 kamen Brahms und Bülow nach Berlin, beide wechselten am Klavier und am Dirigentenpult miteinander ab: Brahms spielte sein B-Dur-Konzert, Bülow am zweiten Abend das erste in D-Moll. Brahms brachte außer anderen seiner Kompositionen die eben erschienene Akademische Festouvertüre zu Gehör, die er der Universität Breslau gewidmet hatte zum Dank für die Verleihung der Doktorwürde.

In traurigen Tagen sollte ich Brahms wiedersehen. Ende März 1896 erkrankte Frau Schumann schwer. Brahms hatte das sehnsüchtige Verlangen, sie zu sehen. Es durfte nicht sein auf den Wunsch der Kranken, die nach ihrer erhofften Wiedergenehung sich wie alljährlich an einem längeren Besuch des Freundes zu erfreuen dachte. Die Todesnachricht erreichte Brahms infolge eines Irrtums zu spät in Pöhl; in hoher Erregung verwehlt er die rechten Schnellzüge, war Tage und Nächte unterwegs. Vergebens wurde er bei der Trauerfeier in Frankfurt erwartet; erst kurz vor der Bestattung am 24. Mai langte er in Bonn an. Als er mich dort begrüßte am Eingang zur Friedhofskapelle, wo die Entschlafene aufgebahrt ruhte, sagte er mit tränenerfüllter Stimme: „Sie konnten die liebe Frau noch sehen, mir war es ver sagt.“ Wenige Wochen später sah ich Brahms in Pöhl wieder, wohin mein Bruder uns eingeladen hatte, den eine mit den Jahren immer inniger werdende Freundschaft mit Brahms verband. Ich hatte Mühe, meine Bewegung zu verbergen, so erschreckte mich das veränderte Aussehen des kranken Brahms. Eine ihn sehr quälende Gelbucht war der Anfang des von seinem Vater ererbten Leberleidens, das seinem Leben allzufrüh ein Ende machte. Seine gute Laune hatte die Krankheit nicht geraubt; belustigt erzählte er uns von seiner Konsultation beim Dr. von Schrötter in Gmund, der ihm strengste Diät verordnete. „Aber heute bin ich zum Johann Strauß auf Paprifaschnitzel eingeladen,“ wandte Brahms ein. „Die dürfen Sie keinesfalls essen!“ war die ernste Mahnung. „So nehmen Sie an, Herr Professor, daß ich Sie morgen konsultiert habe.“ Brahms empfahl sich und ging zum Johann Strauß.

Eine liebe Erinnerung ist mir unser Besuch bei Brahms in seiner schön gelegenen Wohnung der Salzburger Straße. Noch sehe ich den geöffneten Flügel, seine geliebten Volkslieder auf dem Notenpult, den Bücherschrank mit seinem reichen Inhalt ausereifener Werke, die behagliche Sofaecke und die herrliche Aussicht aus den Fenstern. Beim Abschied sagten wir ihm mit heiterer Miene „Lebenwohl, auf gesundes Wiedersehen!“ „Ach, mich armen Kerl werden Sie wohl nicht wiedersehen.“ Daß er ernstlich an seinen Tod geglaubt hat, ist kaum anzunehmen; geflüstert hielten treue fürsorgende Freunde alles von ihm fern, was ihm die Hoffnung auf Genesung hätte rauben können. Am 7. März 1897 erschien er noch im Wiener Philharmonischen Konzert, von dem Hanslick erzählte: „Man begann mit Brahms 4. Symphonie in C-Moll. Gleich nach dem ersten Satz erhob sich ein Beifallssturm, so anhaltend, daß Brahms endlich aus dem Hintergrund der Direktionsloge hervortreten und sich dankend verneigen mußte. Diese Ovation wiederholte sich nach jedem der vier Sätze und wollte nach dem Finale gar kein Ende nehmen. Es ging ein Schauer von Ehrfurcht und schmerzlichem Mitleid durch die ganze Versammlung, eine deutliche Ahnung, daß man die Leidensgestalt des geliebten kranken Meisters in diesem Saale zum letzten Mal begrüßte.“

Vier Wochen danach, am 3. April, ist er sanft entschlafen. Bald werden auch die nicht mehr sein, denen die Erinnerung an seine Persönlichkeit zu dem Besten gehört, was das Leben ihnen gebracht hat. — Unser teurer Meister Brahms lebt fort in dem Unvergänglichen, das er geschaffen hat, Unzählige, die nach uns kommen werden, durch seine reine, hohe Kunst erhebend, beglückend.

## Hermann Hasenauer / Wie ich ein berühmter Maler wurde.....

Humoreske.

Ich saß in meinem kahlen Atelier und blies Trübsal. Vor drei Wochen war die große Kunstausstellung eröffnet worden. Auf diese Ausstellung hatte ich meine letzte Hoffnung gesetzt. Mit welcher Hingebung, welcher Begeisterung hatte ich gearbeitet, alle meine Kräfte hatte ich angespannt, unter Hunger und Not, unter dem Drängen der Gläubiger und nun war das alles wieder vergeblich gewesen —!

Kein Mensch hatte meine Bilder eines Blickes gewürdigt, die bis jetzt erschienenen Kritiken hatten sie einfach totgeschwiegen, und die paar, die etwa noch kommen konnten, würden es nicht anders machen.

Das war das Ende! Vergrämt, entmutigt und — halb verhungert grub ich mich immer tiefer in meine verzweifelte Stimmung hinein.

Es klopfte an die Tür, ich achtete nicht darauf. Vielleicht der Gerichtsvollzieher, der mich vor die Tür setzen will — ich erwartete ihn schon seit ein paar Tagen.

Was ging mich das alles noch an! Am nächsten Tag (das stand nun mal unwiderruflich fest) wurde ich Aufstreicher oder Straßenarbeiter . . . oder was weiß ich . . . Nur endlich mal jatt zu essen kriegen — und der Teufel hole alle Künstlerträume!

Verzweifelt wühlte ich in meinen Stubensloten — wach ein Hohn, dachte ich, aber morgen müßt ihr runter — da klopfte es noch einmal kurz an die Tür, und herein schoß ein Herr, groß, elegant, weltmännisch, den Zylinder in der Hand.

Noch ehe ich mich erheben konnte, schlug er mit der Rechten mir auf die Schulter und rief, laut und festig gestikulierend:

„Ja, junger Meister, schön, daß ich Sie treffe, tja, famos, einfach famos, mein Lieber, bin ganz entzückt von — von ah — famos Arbeiten in der Kunstausstellung . . .!“

Ich raffte meine letzte Kraft zusammen und sagte, mich höflich verbeugend und vor seiner eleganten Erscheinung verlegen die Augen niedererschlagend:

„Ach, wie ich mich freue, sehr verehrter Herr, daß endlich ein Mensch Interesse an meinen Arbeiten hat.“

„Ach was, Quatsch, hab' ich ja gar nicht, aber Geschäfte können wir zusammen machen.“

„Ach . . . wie ich mich freue, sehr verehrter Herr . . . ich gebe Ihnen ja die Bilder zu jedem Preise. Wissen Sie . . . sehr verehrter Herr . . . es geht mir ja sehr schlecht. Ich wollte meiner Kunst treu und gewissenhaft . . .“

„Wie? Treu und gewissenhaft? Hä —?“

„Ja, treu und gewissenhaft und ehrlich wollte ich meiner Kunst dienen.“

„Sag' ich ja, is alles Mumpst! Hören Sie mal, wie lange stellen Sie nu schon aus?“

„Sechs Jahre.“

„Und wie lange werden Sie noch ausstellen, bis Sie 'n Bild verkaufen?“

Ich machte mit beiden Armen eine große runde Bewegung, die die Ewigkeit bedeuten sollte.

„Sehen Sie, mein — äh — mein lieber, junger Meister, sagt' ich ja, wenn Sie so fortfahren, wissen Sie . . . verhungern werden Sie. Und wenn Sie der bedeutendste Kerl Ihrer Zeit sind, verhungern werden Sie! Habaha!“ Er rief sich triumphierend die Hände. „Natürlich meinen Sie auch: malen, skizzieren, das wär' die Hauptsache. Nee, is nich! Die Hauptsache is 's Geschäft. Wenn die Kunst rentabel sein soll, muß sie ein Geschäft sein!“

„Aber, sehr verehrter Herr, Kunst und Geschäft, ich bitte Sie doch!“

„Ach, Quatsch! Mir reden Sie doch nicht vor. Was wollen Sie denn mit Ihren betexteten Leinwänden? Geld wollen Sie haben! Sehen Sie, mein Lieber, man kann den Ruhm machen, ganz einfach in a c h e n . . . wie . . . na, wie . . . Vouillonwürfel. Eins, zwei, drei — sind sie da. Man kauft sie, man muß sie kaufen, man kann gar nicht anders. Die Sache wird einfach „organisiert“. Sehen Sie, das sind Vouillonwürfel. Is ja nicht. Nu . . . und Künstler! Man kann ebenso gut in berühmten Künstlern machen! Man kauft Ihre ollen Schinken, man muß sie kaufen, man kann gar nicht anders. Und schließlich ist man noch froh, wenn man einen echten Meister oder Schulze in seine Privatsammlung kriegt.“

Er redete, daß es nur so schäumte, und ich stand da und staunte ihn an.

„Sehen Sie, sagt' ich ja, Künstler machen, ist 'ne Kunst. Ich kann das machen, sehen Sie, ich bin auch Künstler. Eine Frage an Ihr Gewissen: Wollen Sie berühmt werden, so sagen Sie: Ja.“

Ich sagte feierlich und ernst, wie bei der Trauung, wenn man an das holde, süße Wesen ganz ausgeliefert wird: „Ja“.

„Gut, nu aber schnell!“

Hierbei zog er einen Notizblock aus der Tasche und schrieb ein paar Zeilen darauf. Er reichte mir den Block und die Füllfeder:

„Bitte, unterschreiben.“

Da stand:

Erklärung.

Ich bevollmächtige Herrn Großmann, mich berühmt zu machen und verpflichte mich, als Gegenleistung sechzig Prozent aller meiner Einnahmen aus Verkäufen innerhalb der nächsten zehn Jahre an Herrn Großmann abzutreten. Alle Kosten der Organisation, inbegriffen Speisen, Reklame-, Repräsentations- und Schweigegelder trägt Herr Großmann.

Genehmigt:

Ich unterschrieb und gab ihm den Schein zurück. Er wurfte ihn unbesehen in die Brusttasche, holte mit demselben Griff ein schmales blaues Heft daraus hervor und fragte trocken, geschäftsmäßig, ohne aufzubliden:

„Vorschuß?“

„Wie meinen?“ stammelte ich erschrocken. Ich glaubte, mich verhöhrt zu haben.

Er sah auf, ließ einen flüchtigen Blick über mich und mein dürftiges Atelier gleiten und wiederholte, seine Goldfeder ansehend:

„Nu, Vorschuß . . .! Damit fängt doch allemal das Geschäft mit euch Künstlern an.“

Ich hatte mich unterdessen von meinem Schreck etwas erholt und stammelte: „Ja, wenn Sie die Güte haben wollten, vielleicht könnten Sie mir zwanzig Mark auf Vorschuß geben, wissen Sie, verehrter Herr, es wäre ja nicht bloß für mich, ich muß auch Farben kaufen . . .“

Inzwischen hatte er schon das beschriebene Blatt aus dem Heft herausgerissen und mir in die Hand gedrückt.

„Da, bit' schön! Nu soll'n Se mal sehn, was 'n Geschäft is. Mor'n!“

Weg war er.

Ich starrte noch eine Weile auf die Türe, durch die er verschwunden war und überlegte, ob ich das alles nicht geträumt hätte. Alle Wetter, nein, da hielt ich ja noch den Zettel in der Hand. Ich warf einen schüchternen Blick darauf und . . . um Gottes willen . . . da stand: Der Ueberbringer dieses erhält Fünfhundert Mark auf der Zentrale der Deutschen Bank!

Fünfhundert Mark! Heiliger Himmell! Und ich hatte dem edlen Manne nicht einmal gedankt!

Dann saß ich stundenlang im Atelier und machte kalte Umschläge, denn ich hatte Fieber bekommen, und jedesmal, wenn ich die Zahl Fünfhundert las, stieg mir das Blut wieder heiß zum Kopf.

Allmählich aber wurde ich ruhiger und konnte einen Entschluß fassen. Hier mußte etwas getan werden. Ich ergriff den Schein und wagte mich — jetzt war mir schon alles egal — auf den Weg zur Bank.

Wie ich wieder herauskam, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich fünf blaue Scheine krampfhaft in der Hand hielt. Nun rannte ich stundenlang ganz verwirrt, ohne an meinen grimmen Hunger zu denken, durch entlegene Straßen.

Endlich abends fand ich unbewußt den Weg zum Café, wo ich früher Stammgast gewesen war. Meine Freunde und Kollegen saßen schon alle da.

Als sie mich kommen sahen, brüllte die ganze Bande wie eine Horde Siouxindianer auf, alle kamen auf mich zugestürzt und schüttelten mir die Hand: „Gratuliere . . . Gratuliere . . . Du, was gibst du zum Besten? . . . Kerl, hast du 'n Dufel,“ so schwirrten die Stimmen durcheinander.

„Seid ihr denn verrückt, was wollt ihr denn, ihr Ibioten?“

„Ja, hast du denn die Kritik von Karl Ernst noch nicht gelesen? Ha, hört, er hat noch keine Ahnung davon. Du Rhinoceros, du großes!“

Da stieg einer auf den Tisch, schob sich ein Abendblatt unter die Nase und brüllte wie ein Arbeitersekretär am 1. Mai:

„Unter den Arbeiten in der diesjährigen Kunstausstellung fielen besonders die des jungen Schweder durch die Wucht der Komposition und den Reichtum des Kolorits auf. Man kann der Weiterentwicklung dieses großen Talents, wohl des bedeutendsten unter der jungen Generation, mit der größten Erwartung entgegensehen.“

„So, du Heuchler, hier steht es schwarz auf weiß.“

Ich griff mir an die Stirn, es ging mir mit einem Male ein Licht auf. Und ich wunderte mich nur noch, woher der Spürhund Großmann schon heute morgen von dieser Kritik gewußt hatte!

„Aha, der Ruhm ist ihm in den Kopf gestiegen. Du, laß mal ein paar Flaschen „Eifer“ ansfahren!“

Bald stand eine Batterie von Weinflaschen da. Die Kellner hatten die Ohren gespitzt, die Gäste den Rabau gehört, der Geschäftsführer kam und gratulierte, und bald schaute alles nach mir, und die Köpfe der auf der Galerie Sitzenden hingen über die Brüstung herab und staunten mich an. Unser Tisch war der Brennpunkt des Interesses geworden. Es wurde ein sehr sideler Abend.

Als ich bezahlen wollte, griff ich einen Hundertmarkschein aus der Tasche und reichte ihn dem Kellner verlegen und schen hin. Sowie meine Bechumpane den Schein sah, stürzten sie auf mich zu, rissen mir das Portemonnaie aus der Hand und fanden gleich unter großem Hurragebrüll die andern vier Banknoten.

„Hallo, der Mäcker . . . seht ihr, er hat den Unschuldigen gespielt . . . so ein Heuchler, so ein Windhund . . . Hurra Ober, halt, noch fünf Flaschen. Zur Strafe, mein lieber Schwed—er. Für jeden Hunderter eine Flasche.“

Am nächsten Morgen, ich hatte den Klagenjammer noch nicht überstanden, klopfte es an meine Ateliertür, und herein trat ein junges, elegantes Paar und stellte sich vor.

„Wären Sie nicht so lebenswürdig, uns zu porträtieren? Wir wissen allerdings, daß Sie sehr überhäuft sind mit Aufträgen, aber wenn Sie es trotzdem möglich machen wollten, wären wir Ihnen sehr verbunden.“

„Ja, ich werde schon noch Zeit finden, kommen Sie heute nachmittag drei Uhr zur ersten Sitzung.“

„Naja, was ich noch fragen wollte, welches Honorar . . . hm . . . verlangen Sie für ein Doppelporträt?“

Im ersten Moment wollte ich fünfzig Mark verlangen, besann mich aber noch rechtzeitig und sagte, mich aufreckend und sie möglichst fest betrachtend:

„Tausend Gmm!“

Da riefen beide sehr erfreut und überrascht: „Nun ja, dann kommen wir heute nachmittag zur Sitzung. Empfehlen uns.“ Ich begleitete sie hinaus und hörte, wie „sie“ zu „ihm“ auf der Treppe sagte:

„Siehst du also, da war es höchste Zeit, in ein paar Monaten hätte er achttausend Mark verlangt. Wir müssen eigentlich Herrn Großmann sehr dankbar sein, daß er uns darauf aufmerksam gemacht hat.“

Eine Stunde später kam Herr Großmann, öffnete die Ateliertüre und rief herein:

„Haben Sie die Kritik von Karl Ernst im Abendblatt gelesen? Sehn Sie, hab' ich gemacht!“

Schon damals war mir klar, daß das ein frecher Schwindel sein mußte. Hinterdrein erfuhr ich, daß Großmann durch ein geschickt angelegtes Spionagesystem alles früher zu wissen bekam als andere Leute. Es war sein Geschäftstrieb, diesen Vorsprung rasch auszunutzen und sich dann den Anschein zu geben, als ob er den Wind, mit dem er segelte, selbst gemacht hätte.

„War heute früh nicht ein Herr und eine Dame da, die sich porträtieren lassen wollten?“

„Doch.“

„Was haben Sie verlangt?“

„Tausend Mark.“

„Is gut. Verlangen Sie fürs nächste 2000 . . . Mor'n.“

Fort war er wieder. Also da hatten wir den Anfang der „Organisation“. Na ja. Das konnte recht werden, wenn es so weiter ging. Das funktionierte ja beängstigend schnell.

Am nächsten Morgen brachte die Post von drei gemeinnützigen Vereinen die „ergebene“ Anfrage, ob ich nicht gewillt wäre, gegen ein angemessenes Ehrenhonorar bei der und der Festlichkeit, zu der die Höchsten und Allerhöchsten Herrschaften ihr Erscheinen angefragt hätten, lebende Bilder zu stellen.

So ein Humbug, da konnte ich meine Zeit besser anwenden. Doch von solchen Gedanken wurde ich rasch befreit, denn es klopfte an.

„Guten Morgen, es soll hier Telephon angebracht werden, und zwar dringend, in zwei Stunden soll alles fertig sein.“

Das konnte recht werden mit dem Arbeiten, der Teufel auch.

Punkt zwei Uhr nachmittags war das Telephon fertig und ausprobiert.

Ich hatte eben den Arbeitern ein Trinkgeld gegeben, da klingelte der Apparat schon.

„Wer dort?“

„brrrrrrrrr.“

„Wie?“

„Goldstein, Kommerzienrat.“

„Ah, ah, angenehm, Herr Kommerzienrat!“

„Wenn Sie noch Zeit haben, möchte sich meine Gemahlin bei Ihnen porträtieren lassen. Geht das wohl?“

„Ich denke, ich werde es schon einzurichten wissen.“

„Und das Honorar?“

„2000 Mark!“

„Danke, meine Frau wird morgen vormittag 11 Uhr bei Ihnen vorsprechen.“

„Angenehm!“

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen! Herr Kommerzienrat!“

Kaum hatte ich den Hörer angehängt, da wurde auch schon die Ateliertüre aufgerissen, und ich sah wieder nur den Kopf und Hals des Herrn Großmann.

„Haben Sie heute morgen mit der ersten Post die drei Briefe gekriegt, die von den drei Vereinen?“

„Ja.“

„Sagen Sie gleich Ihre Mitwirkung an, Honorar ablehnen zugunsten der Vereine!“

„Gut, wenn's denn sein muß.“

„Ist das Telephon schon angebra— ah, ja, da hängt ja die Kiste schon — hat Herr Kommerzienrat Goldstein schon angetelephoniert?“

„Ja.“

„Wieviel haben Sie verlangt?“

„2000 Mark.“

„Is gut, verlangen Sie nächstes Mal 3000 . . . Mor'n . . .“

So ging es weiter, Auftrag um Auftrag ging ein, immer mehr, je teurer ich wurde, und wenn ich sie alle hätte erledigen müssen, sähe ich heute noch dort und malte Porträts.

Bei dem Feste des ersten der gemeinnützigen Vereine bekam ich einen kleinen Orden; beim Fest des zweiten Vereins einen ganz respektablen großen Orden. Und in allen Beitungen wurde ich ein Wohltäter, ein hochherziger Mensch genannt und war bald so berühmt wie der Leutnant Forstner.

Nach einigen Wochen mußte ich eine komfortable Villa mieten mit Empfangs- und Erholungsräumen für die Herrschaften. Ein kleines Orchester sorgte in den Pausen für Zerstreuung. Ich pirlette einen nach dem andern herunter und verdiente in kurzer Zeit ein Vermögen.

Dabei täuschte ich mir aber nicht vor, daß alles, was ich hier in der Eile herunterpuste, Kunst wäre. Das war reiner, verlangter, von den Geldprohen gewollter Kitsch.

Eines Tages besuchte mich der Kritiker Karl Ernst, derselbe, der mich „entdeckt“ hatte.

„Herr Schweder,“ fing er mit eruster Miene an, „ich bitte um Entschuldigung, aber ich sehe in Ihren persönlichen Angelegenheiten auch allgemeine Kunstinteressen. Ich glaube, es ist meine Pflicht, Sie vor einem solchen Kunstbetrieb zu warnen und vor Herrn Großmann im besonderen.“

Ich lachte ihn fröhlich an und sagte zu ihm: „Ich danke Ihnen für das Interesse, das Sie mir früher schon und jetzt wieder bewiesen haben, aber seien Sie unbesorgt! Ich weiß genau was ich tue, denken Sie nicht, daß ich der Kunst verloren bin. Im Gegenteil, wenn ich einen solchen Dreck heruntermale, mache ich mich nur frei für mich und für die Kunst. Ich habe mir ein Vermögen zusammengearbeitet und, passen Sie auf, bald gehe ich über alle Berge. Und dann werde ich wieder der sein, den Sie vor zwei Jahren „entdeckt“ haben und den Sie heute „retten“ wollen. Sie verstehen mich jetzt, nicht?“

„Gut, dann bin ich beruhigt.“

Als ein paar Tage später Herr Großmann wieder mit neuen Vorschlägen kam, sagte ich zu ihm:

„Mein lieber Herr Großmann, ich habe mit Ihnen eine kleine Abrechnung zu machen. Ich weiß, was ich Ihrem Geschäftsgenie zu danken habe. Ich weiß auch, daß Sie an mir ungezählte Tausende verdient haben. Wir sind also quitt. Jetzt werde ich für längere Zeit verreisen, unbekannt wohin, und werde Sie auf dieser Welt kaum wiedersehen. Leben Sie wohl.“

„Ja, aber mein Bester, Verehrtester, lesen Sie den Vertrag, hier steht: sechzig Prozent von allen Einnahmen, die Sie in den nächsten zehn Jahren haben.“

„Die werde ich Ihnen gewissenhaft, das versichere ich Ihnen ehrenwörtlich, einschicken, aber ich glaube sechzig Prozent von meinen künftigen Einnahmen wird zunächst nicht viel sein.“

„Ja, ja, was soll denn das?“

„Was das soll? Daß ich von heute ab wieder Künstler bin und nicht bloß ein Automat, der Ihnen Geld einbringt.“

„Ja sind Sie denn toll geworden?“

„Ja, das bin ich.“

Am nächsten Morgen reiste ich in aller Frühe weg und kaufte mir noch auf dem Bahnsfeld die druckfrische Morgenzeitung. Eine halbe Stunde hatte ich schon gelesen, da fand ich unter „Lokales“ folgende Notiz: „Wie uns von einer dem Künstler nahestehenden Seite mitgeteilt wird, soll der berühmte Porträtmaler Schweder, anscheinend infolge Ueberanstrengung, wahnsinnig geworden und plötzlich abgereist sein, unbekannt wohin.“